

Zeitschrift: Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode
Herausgeber: Zürcherische Schulsynode
Band: 157 (1990)

Artikel: IV. Vortrag : Gottfried Keller. Vom relegierten Schüler zum Volkserzieher
Autor: Wysling, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-743521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IV. Vortrag

Gottfried Keller Vom relegierten Schüler zum Volkserzieher

Von Hans Wysling

Kindheitsnöte

Am 9. Juli 1834 wurde Gottfried Keller aus der Kantonalen Industrieschule ausgeschlossen. Sie kennen die Vorfälle aus dem *Grünen Heinrich*, Kapitel «Unge- schickte Lehrer, schlimme Schüler». Heinrich erzählt, er sei auf dem Heimweg auf eine ansehnliche Schar Schüler gestossen, die vor das Haus eines unbeliebten Lehrers ziehen wollten und sich ein Schlussvergnügen davon versprochen. Er habe sie dazu aufgefordert, einen geordneten Zug zu bilden und ein Vaterlandslied zu singen. Vor dem Hause des Lehrers kam es offenbar zu einem Tumult. Das Ende war bitter. Heinrich wurde wie andere Schüler vor eine Vertretung der Aufsichtskommission gebeten und verhört. Zu Hause erzählte er die Geschichte der Mutter. Als sie ihm eben den Kopf zurechtsetzte, kam ein Amtsdienner und überbrachte das Relegationsschreiben. Keller hat von «verhunztem Bildungsgang» und Enthauptung gesprochen: «Ein Kind von der allgemeinen Erziehung ausschliessen heisst nichts anderes, als seine innere Entwicklung, sein geistiges Leben köpfen.»

Kellers Bericht dürfte im einzelnen stimmen. Aber er ist nicht vollständig. Wegen eines einzelnen Vorfalls dieser Art wird kein Schüler von einer Schule weggewiesen – auch in einem Zürich nicht, das wenige Jahrzehnte zuvor noch unter der Fuchtel der Reformationskammer gestanden hat. Was Keller erzählt, bildet also lediglich den Anlass zur Relegation. Welches aber sind deren Gründe? Der Fall muss hier und jetzt neu aufgerollt werden. Gottfrieds Schulhefte sind zum Teil erhalten; sie sind sauber geführt. Das Zeugnis am Ende des ersten Schuljahrs weist lauter gute bis sehr gute Noten auf. Ein Notizbüchlein zeigt allerdings eine Karikatur des Rechenlehrers Johann Heinrich Egli, neben die Keller «Egli Hund» geschrieben hat. Egli war den Schülern nicht recht gewachsen und versah deshalb in seiner letzten Zeit nur noch ein reduziertes Pensum. In einem Konventsprotokoll vom Dezember 1833 heisst es über Keller: «In seinen Arbeiten nachlässig, beobachtet er vor seinen Lehrern überdies ein verstocktes und verschlossenes Wesen, unter dessen Mantel manches Unerlaubte vorgenommen wird. Beschlossen: Bericht an die Mutter und Einladung zu strenger Aufsicht.» Im Januar 1834 wird

ihm und einigen andern Schülern «ernstlich angesinnet, sich stiller und ruhiger zu verhalten, wenn sie nicht ernstere Rügen gewärtigen wollen; und ebenso wird von ihnen erwartet, dass sie sich in ihrem Ton gegen ihre Lehrer anständiger und bescheidener benehmen». Zusammenstösse hat es offenbar vor allem mit dem Prorektor Johann Ludwig Meyer gegeben, der eigentlich Leutpriester am Grossmünster war und Religionsunterricht erteilte, der aber, als ein anderer Lehrer unerwartet starb, auch das Fach Zoologie betreute. Keller hatte seine Gunst schon früh verloren, als er, nach der Hauptstadt Italiens gefragt, auf Einflüsterung eines Mitschülers antwortete: «Camera obscura» – er war offensichtlich aus irgendeiner Träumerei aufgeweckt worden.

Diese Vorfälle gilt es aber nun auf dem Hintergrund der familialen Szene zu sehen. Er ist düster. Drei Schicksalsschläge haben dem Kinde zugesetzt. 1824 starb Gottfried Kellers Vater, der Drechslermeister Rudolf Keller. Man muss sich vorstellen, was damals in dem kleinen Sohn vor sich ging: Er setzte sich in seinen Träumen an die Stelle des Vaters, er wollte der Beschützer der Mutter, der Ernährer der Familie sein. Aus diesem Traum wurde er jäh herausgerissen, als Frau Keller 1826 den ältesten Gesellen aus der Werkstatt heiratete, den um zehn Jahre jüngeren Hans Heinrich Wild. Das wird in einem einzigem autobiographischen Dokument angedeutet, im Tagebuch vom 8. August 1843: «Wann wir zwischen den Lehrstunden im Hofe herumsprangen, dann zeigte ich den andern Buben das Vaterhaus und sagte: «Dort wohn' ich, in dem schwarzen Haus mit den roten Balken!» Dann sagten die Knaben wohl: «Ist das dein Vater, der dort herausguckt?» und ich antwortete: «Nein, mein Vater ist gestorben! Der herausguckt, ist ein fremder Mann, und meine Mutter ist in der Küche!» – »

Keller empfand die Wiederverheiratung der Mutter als Liebesentzug, ja als Liebesverrat. Im übrigen: die zweite Ehe der Frau Keller scheiterte. Im Bürgerbuch von Oberstrass findet sich der Vermerk: «1833 für ein halbes Jahr geschieden. 1834 für immer.» Zu dieser Zeit wurde Gottfried Keller aus der Schule ausgewiesen. Er hatte sich längst von der Mutter und den Lehrern abgekapselt, war zum einsamen Träumer und Trotzkopf, eben zum «Schmoller», geworden. Das Kind hatte in seinem Innern viel zu bewegen – mehr als es zu bewältigen vermochte. Er war Halbweise, er hatte einen lieblosen Stiefvater, er war ein Scheidungskind. Im *Grünen Heinrich* hat Keller nur vom Tod des Vaters berichtet. Das übrige hat er verschwiegen. Es gibt indessen einige Stellen in seinem Werk, wo er versteckt auf seine Situation anspielt. Ich weise auf drei Beispiele hin.

In der Erzählung *Frau Regel Amrain und ihr Jüngster* wird in einem Wunschtraum die zweite Heirat der Mutter wegphantasiert. Dort bedrängt der Werkführer die verlassene Frau, und sie überlegt sich soeben, ob sie ihm nachgeben soll. Da tritt, eine lange Gardinenstange mit dickem vergoldetem Knopf auf dem Arm, der kleine Fritz, ihr Jüngster, aus dem Schlafzimmer, schlägt, ein zweiter St. Georg, den Eindringling aufs Haupt und bringt mit dem Ruf «Mutter, es ist ein Dieb da!» gleichzeitig auch die Frau zur Vernunft. Die Szene ist signifikant: So hätte Gottfried Keller handeln wollen, als der fremde Mann ihm die Mutter raubte.

Die zweite Einzelheit steht, messerscharf datiert, in *Pankraz der Schmoller*. Pankraz kehrt, nach Jahren des Verstocktseins, nach Hause zurück. Ein französischer Oberst ist er geworden und stemmt, in der Kutsche sitzend, die Füsse gegen ein Löwenfell – ein Herakles. In die Stube getreten, schliesst der Sohn «mit ausbrechendem Herzweh» seine Mutter in die Arme, und dann heisst es: «Hatte die Mutter erst vor dem martialischen und vermeintlich immer noch bösen Sohne sonderbar gezittert, so zitterte sie jetzt erst recht in scheuer Seligkeit, da sie sich in den Armen dieses wiedergekehrten Sohnes fühlte, dessen achtungsvolles Mützenabnehmen und dessen aufleuchtende, nie gesehene Anmut, wie sie nur die Rührung

und die Reue gibt, sie schon wie mit einem Zauberschlage berührt hatten. Denn noch ehe das Bürschchen sieben Jahre alt gewesen, hatte es schon angefangen sich ihren Liebkosungen zu entziehen, und seither hatte Pankraz in bitterer Sprödigkeit und Verstockung sich gehütet, seine Mutter auch nur mit der Hand zu berühren, abgesehen davon, dass er unzählige Male schmollend zu Bett gegangen war, ohne Gutenacht zu sagen. Daher bedünkte es sie nun ein unbegreiflicher und wundersamer Augenblick, in welchem ein ganzes Leben lag, als sie jetzt nach wohl dreissig Jahren sozusagen zum ersten Mal sich von dem Sohne umfassen sah.» Sieben Jahre: das weist auf 1826, das Jahr der Wiederverheiratung von Kellers Mutter.

In der Geschichte sodann der kleinen Meret hat Keller seine Erzieher gebrandmarkt. Das Mädchen wird wegen seiner «Verstocktheit», wie es ausdrücklich heisst, von Stiefmutter und Vater einem gestrengen Pfarrherrn zur Correction übergeben. Dessen Tractament treibt das kleine Geschöpf in den Tod. Im Bericht des Pfarrers lesen wir: «Heute habe ich von der hochgebornen und gottesfürchtigen Frau von M. das schuldende Kostgeld für das erste Quartal richtig erhalten, alsogleich quittieret und Bericht erstattet. Ferner der kleinen Meret (Emerentia) ihre wöchentlich zukommende Correction ertheilt und verscherpft, indeme sie nakent auf die Bank legte und mit einer neuen Ruthen züchtigte, nicht ohne Lamentiren und Seufzen zum Herrn, dass Er das traurige Werk zu einem guten Ende führen möge. Hat die Kleine zwar jämmerlich geschrien und de- und wehmüthig um Pardon gebeten, aber nichts desto weniger nachher in ihrer Verstocktheit verharret und das Liederbuch verschmähet, so ich ihr zum Lernen vorgehalten.» Die Meretlein-Episode ist eine bittere Abrechnung mit allem lieblosen Erziehertum.

Die Jahre der Unberatenheit und der vorschnellen Entschlüsse

Kellers Kindheit ist die Geschichte vielfacher Versehrtheit: Wie hat er darauf reagiert? Seine Reaktion lässt auf eine ungemeine Widerstandskraft schliessen. Er will sich nicht unterkriegen lassen, er bäumt sich auf. Er möchte es all denen zeigen, die ihm Schmach zugefügt haben: der Mutter, dem fremden Mann, den Lehrern. Er möchte ihnen beweisen, dass etwas in ihm steckt, dass er grösser ist als sie. Ein Künstler will er werden, ein Genie, und damit alle Kleingläubigen und Kleinkarätigen in die Pfanne hauen. Tatsächlich hat er sich wenig später als grossen Maler gezeichnet, vor der Staffelei stehend, das Barett auf dem Kopf, links oben die Propyläen. Der Traum von Ausserordentlichkeit und Genialität führt ihn indessen nur an den Rand der Selbstvernichtung. Die folgenden zweimal sieben Jahre, 1834–1848, sind Jahre vorschneller Entschlüsse und überstürzten Handelns, Jahre der Unberatenheit und der Verzweiflung. Als ein Gescheiterter kehrt er aus der Kunststadt München zurück. Den Winter 1842/43 verhockt er dumpf und mürrisch hinter dem Ofen der Mutter. Langsam steigt das Gespenst seiner Unbegabtheit in ihm auf. (In diese Zeit finsternen Brütens fällt aber auch der Entschluss, sein Scheitern zum Gegenstand eines Romans zu machen. Unsere Verzweiflungen sind unser Bestes.)

Dann packt ihn der «feurige Atem der Zeit»: Es gärt in Europa, auch die Schweiz wird von den Unruhen erfasst. In Zürich wird schon zu Beginn der dreissiger Jahre die Regenerationsverfassung eingeführt. Deutsche Emigranten treffen ein, die Freischarenzüge bewegen sich Richtung Luzern, der Sonderbundskrieg entzweit die Eidgenossenschaft. «Im Hochland fiel der erste Schuss.» In ganz Europa folgen die 48er-Revolutionen. Der junge Keller, eben noch apathisch und lethargisch, wird plötzlich von der liberalen Bewegung erfasst. Was wir in unserer Zeit

auch wieder beobachten können, hat er damals mit modellhafter Schärfe erfahren: Der eben noch Ziel- und Hoffnungslose wird mitgerissen, schimpft gegen die Feinde, fühlt sich stark mit den andern. Es herrscht Aufbruchstimmung unter den Jungen, das Veraltete soll weg, tabula rasa wird gemacht. Eine gewaltige Dynamik erfasst die stagnierende Jugend. Am 3. Januar 1844 erschien Kellers erstes politisches Gedicht, das Jesuitenlied, in einer Zeitschrift:

Hussa! Hussa! die Hatz geht los!
Es kommt geritten klein und gross;
Das springt und purzelt gar behend,
Das kreischt und zetert ohne End –
Sie kommen, die Jesuiten!

Der junge Mann hatte wohl nie einen Jesuiten gesehen. Aber das hielt ihn nicht zurück. Er fühlte die Kraft seines Wortes, und schon wurde er zum Feuerkopf und Feuermaul der liberalen Bewegung. Doch der Schein trügt. Im Tagebuch vom 9. Juli 1843 schreibt der gleiche Keller von Tagen innerer Erschöpfung, Rat- und Mutlosigkeit, und aus dem gleichen Monat wie das Jesuitenlied stammen die Verse:

So werd ich langsam irre an der Stunde
An Tag und Jahr, ach, an der ganzen Zeit!
Sie gärt, sie tost, doch mitten auf dem Grunde
Ist es so still, so kalt und zugeschnit!

Nur schon dieses Gedicht zeigt, dass auch Kellers politische Lyrik zu den Akten vorschnellen Handelns gerechnet werden muss.

Der dritte Streich folgte auf dem Fuss: das überstürzte Liebesgeständnis gegenüber Luise Rieter: «Verehrteste Fräulein Rieter, Erschrecken Sie nicht, dass ich Ihnen einen Brief schreibe und sogar einen Liebesbrief [...]. Ich bin noch gar nichts und muss erst werden, was ich werden will [...]. Nein, wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, so sprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus [...].» Wer war er denn, dass er jemand seine Liebe erklären durfte? Der Zusammenbruch, der sich daraus ergab, führte zum ersten entscheidenden selbsterzieherischen Akt, zu dem sich Keller aufraffte. «Eine Menge Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten», schreibt er in einem Brief, «habe ich in diesen bitteren Tagen abgelegt, und die Erschütterung hat mich aus einem heillosen Schlendrian herausgerissen. Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, dass in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muss, sei es was es wolle, und dieses in mir aufzufinden, ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beunruhigt.»

Die Zäsur in Kellers Leben ist unverkennbar. Vorschnell hatte er ein Maler-Genie sein wollen. Vorschnell hatte er geglaubt, eine Art Galionsfigur, ein Sprecher der neuen Zeit, zu sein. Vorschnell hatte er gehofft, die von fern Geliebte liebe auch ihn. Immer hatte er die Realität übersprungen. Jetzt endlich merkte er, dass es für ihn keine Rettung gab, es sei denn die unerbittliche Redlichkeit sich selbst und der Welt gegenüber. Er war, als er das merkte, 28 und hatte seiner Mutter bislang nichts zugetragen ausser Kummer und Schulden.

Das Eigenartige aber war: Er wusste, dass er ein Künstler war. Aber um ein Künstler wahrhaft zu werden, brauchte er weitere sieben Jahre. Es waren die Jahre von 1848–1855, Jahre der Selbsterziehung und der «verfluchten Autodidakterei». Er verbrachte sie in Heidelberg und Berlin. Es waren Kellers heilige sieben Jahre. In diesen sieben Jahren hat er sein ganzes Werk erdacht.

Selbsterziehung und «verfluchte Autodidakterei»

Selbsterziehung: Das hiess in Kellers Fall zunächst, dass er sich wahre Ersatzväter suchte, Väter, die von ihm forderten, die ihm das Höchste abverlangten. Er war unbescheiden genug, sich die Grössten auszuwählen. Solche Unbescheidenheit ist oft das Zeichen eigener Grösse. Seine Väter hiessen Goethe, Feuerbach, Gotthelf. Es ist kaum zu ermessen, was er ihnen alles verdankt.

Im *Grünen Heinrich* hat Keller erzählt, wie er die Werke Goethes in einem Zuge las und dabei eine Art Pflingsterlebnis hatte. Der Künstler solle sich nicht, so verlangte es Goethe, in uferlosen Phantastereien ergehen; er solle die Gesetze der Natur erkennen: die Gesetze des langsamen Werdens und Wachsens, der Steigerung, der Polarität. Er solle diese Gesetze auf den Menschen übertragen und dabei wissen, dass ein Mensch nicht umzubringen war, solange er seinem «dunklen Drange» geduldig und beharrlich, aber auch energisch und vertrauensvoll folge. Der Blick des Künstlers solle still und rein auf den Dingen ruhn, er müsse sie in ihrer Vielfalt und ihrer Gleichheit erfassen, und er solle das nicht Lebenstaugliche beiseite lassen: alles Überhebliche, Übereilte, Überstürzte. Auf die Geschichte bezogen hiess das: alles Revolutionäre, Gewalttätige, Abrupte.

Ähnliches hörte und las er in Heidelberg bei Feuerbach. Feuerbach liess die Fragen nach Gott und der Unsterblichkeit auf sich beruhen, weil sie nur der Phantasie, nicht aber den Sinnen und dem Verstand zugänglich seien. An die Stelle des Jenseitsglaubens setzte er die Freude am Diesseits, an die Stelle der Offenbarung die Liebe. Das «höchste und erste Gesetz» war ihm «die Liebe des Menschen zum Menschen». In seinem Hauptwerk, *Das Wesen des Christentums* (1841), schreibt er: «Homo homini Deus est – dies ist der erste praktische Grundsatz – dies der Wendepunkt der Weltgeschichte. Die Verhältnisse des Kindes zu den Eltern, des Gatten zum Gatten, des Bruders zum Bruder, des Freundes zum Freunde, überhaupt des Menschen zum Menschen, kurz, die moralischen Verhältnisse sind an und für sich selbst wahrhaft religiöse Verhältnisse.» Im letzten Satz der «Schlussanwendung» dann preist Feuerbach die Natur selbst als heilig: «Heilig sei uns darum das Brot, heilig der Wein, aber auch heilig das Wasser, Amen!»

An Gotthelf bewunderte Keller den ungemeinen Dingreichtum, die Menschenkenntnis, die Sprachgewalt. Zuerst hatte er ihn kritisiert: Gotthelf stand ihm im Wege. Aber in seiner letzten Rezension, kurz nach Gotthelfs Tod, nennt er ihn geradeheraus das «grösste epische Genie». Er hatte das Homerische an Gotthelfs Menschen erkannt – es war ihm schon an Goethes *Hermann und Dorothea* aufgefallen. Er bewunderte aber auch Gotthelfs Zeitbezogenheit, sein Lob der Arbeit und des Bernergeistes, seinen Zorn über Gewinnsucht und Geldrafferei, seinen Mut, etwas zu sagen, wo er es für nötig hielt.

Was von Keller da alles bewältigt wird, ist atemberaubend. In der «gottvergessenen Einsamkeit» der Berliner Jahre wird aus dem vorschnellen Dilettanten ein grosser Künstler. Einer hat ihm dabei geholfen, ohne es zu wissen: Rudolf Meyer, sein Zürcher Mallehrer, hatte ihm schon Ende der dreissiger Jahre geraten, wenn er einmal nicht malen könne, und das könne man nicht jederzeit, dann solle er die grossen Meister lesen. Keller hat sich daran gehalten, ein Leben lang. Nach München nahm er zwei Bände Goethe mit; dann entlieh er sich dort Rousseaus *Héloïse*, die *Confessions*, den *Benvenuto Cellini*. In Berlin war er längst zur Einsicht gelangt, dass einzig der Gelungenes hervorbringe, der den Willen habe, «sich an die Meister zu halten» (er schreibt das in einem Brief an Varnhagen von Ense, am 23. März 1854). Hatte er früher Jean Paul, Tieck, Hoffmann, Eichendorff, Heine gelesen, so las er jetzt Goethe, Gotthelf, Schiller, Shakespeare und Rabelais. Zu

seiner Lektüre gehörten aber auch Märchen, etwa das vom Aschenbrödel, oder die alten Fabeln des Odysseus und des Herakles.

Wozu half das? Aus dem der sich an die Meister hielt, musste alles, was er an Schlacken und Verkrampftheiten in sich drin hatte, herausbrechen, abfallen, sich lösen. Ein ungemeiner Ernst, aber auch eine ungemeine Ruhe und Heiterkeit bemächtigten sich Kellers. Was zählte, war «die hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet». Angesichts dieser Liebe wurde alles entbehrlich, was er in den Jahren der Unberatenheit und des vorschnellen Zugriffs sich zugelegt hatte: Phantasterei und Ironie, das Schwärmerische und das Spöttische; und ich glaube, das ist es, was Keller liebenswert macht und grösser als die meisten: dass er sich an das hält, was von Natur aus da ist. Wer im *Grünen Heinrich* die Kapitel über «Das Lob des Herkommens» oder aber «Die Sippschaft» liest, begegnet einer Fülle und einem souveränen Verfügen, die ihresgleichen suchen.

Bei seiner «verfluchten Autodidakterei» – er braucht den Ausdruck in einem Brief vom 21. Oktober 1854 – hatte Keller auch noch ein bisschen Glück. In Heidelberg trat ihm ein Freund zur Seite, der ihn ganz wesentlich förderte: der Kunst- und Literaturwissenschaftler Hermann Hettner, zwei Jahre jünger als er, aber ausgebildet an einer Mittelschule und an einer Universität, selbst angehender Universitätslehrer. Wenn man sehen will, wie der Autodidakt dem Ausgebildeten nacheiferte, wird man den Briefwechsel der beiden lesen. Mit Hettner konnte Keller über das moderne Drama sprechen – das ist der Titel des Buchs, an dem Hettner damals arbeitete. Mit ihm konnte er sich über ästhetische Probleme unterhalten, über zeitgenössische Kunstwerke, über seinen eigenen Roman auch. Der Fachgelehrte merkte bald, dass ihm der andere ebenbürtig oder überlegen war, und liess ihn gelten. Er zollte Keller dadurch seine Anerkennung, dass er ganze Sätze aus dessen Briefen in sein Buch aufnahm, so dass jener das Gefühl haben konnte, auch ein Gebender zu sein.

Die Väter, die Keller sich ausgesucht hatte – insbesondere Goethe und Gotthelf – wirkten durch ihr Vorbild; durch ihre Haltung, ihre Sprache, ihr Tun. Es ist eine Binsenwahrheit, dass der wichtigste Impuls in der Erziehung die Imitation ist, dies nicht nur im persönlichen Bereich, zwischen Eltern und Kindern, Lehrern und Schülern, sondern auch in der ganzen Kultur. Die Lehrer ganzer Kulturen müssen so hoch stehen, dass sie im Entscheidenden unerreichbar sind. Nur die, die mehr sind als wir, lohnt es sich zu lesen, lohnt es sich nachzuahmen. Gottfried Keller hat in der Vorbildlichkeit das erste Geheimnis der Erziehung gesehen. Aber Vorbildlichkeit allein genügt nicht. Es muss noch etwas hinzukommen. In *Frau Regel Amrain und ihr Jüngster* liest man: «Im ganzen lief Frau Amrains Erziehungskunst darauf hinaus, dass sie das Söhnchen ohne Empfindsamkeit merken liess, wie sehr sie es liebte, und dadurch dessen Bedürfnis, ihr immer zu gefallen, erweckte und so erreichte, dass es bei jeder Gelegenheit an sie dachte.» Damit könnte ich eigentlich aufhören. Denn in diesem Satz ist alles beschlossen, was Keller zu Erziehungsfragen zu sagen hatte. Mehr *wollte* er nicht sagen.

Der Volkserzieher

Das alles lässt sich nun als Forderung auf den Volkserzieher übertragen. Volkserzieher ist einer dann, wenn er sein Volk merken lässt, dass er es liebt und in ihm das Bedürfnis weckt, ihn nachzuahmen. Er selbst muss hochstehend und gleichzeitig liebenswert sein. Keller sah sich in der Tradition Zwinglis und Pestalozzis. Zwingli tritt in *Ursula* persönlich auf. «Die Salanders» stehen in der Nachfolge

von *Lienhard und Gertrud*. Was aber gab Keller über alle Tradition hinaus überhaupt den Glauben, er könne Erzieher sein? Es ist einzig und allein die Tatsache, dass er sich selbst erzogen hatte und erzog: dass er durch nichts anderes glaubte, wirken zu können als durch seine Selbsterzogenheit.

Ziel der Selbsterziehung war für ihn die Wahrhaftigkeit. Er hatte lange genug falsch gelebt, bis er es merkte, und es dauerte Jahre, bis er das Unwahre in sich ausgemerzt hatte. Das war für ihn nicht nur ein Akt der Läuterung gewesen. Es war auch einer des Entsagens, des Verzichts. Es war schwer gewesen, den Traum aufzugeben, ein Originalgenie oder ein grosser Politiker oder ein Geliebter zu sein. Aber einer, der redlich ist, ohne diese Träume je gehabt zu haben, hat das geringere Verdienst als der, der sich seine Redlichkeit hat erkämpfen müssen. Dass Keller immer wieder gezeigt hat, wie einer aus einem Träumer zu einem redlich-tätigen Menschen wird, offenbart einen Grundzug seines Charakters: den der Selbstbescheidung. Das ist keine Bescheidenheit, die in den Abfallkübeln stochert; es ist eine Bescheidenheit, die das einem Beschiedene anerkennt und liebt.

Das verlangt Mut und Standhaftigkeit, es verlangt Rücksicht, es verlangt auch Zuversicht und Selbstvertrauen. Keller hat jederzeit den Kleinmut getadelt, er tadelt aber auch das Zu-hoch-hinaus-Wollen. Man kann da beobachten, wie mit zunehmendem Alter ihn die Sorge bedrängt. Als er nach siebenjähriger Abwesenheit von Berlin nach Hause kommt, 1855, hat sich in seiner Stadt das Klima verändert. Er berichtet darüber in den Vorwörtern zu den *Leuten von Seldwyla*. Zürich ist aus einer mauerumsäumten Handwerkerstadt zum Industrieort geworden. Die gemütlichen Käuze sind verschwunden, die Leute «lachen weniger als früher und finden fast keine Zeit mehr, auf Schwänke und Lustbarkeiten zu sinnen». Die «guten lustigen Tage der Stadt» sind vorbei. Der Typus der obenaufschwingt, ist der Spekulantentypus. Keller hat ihm im *Fähnlein* bissig ein Denkmal gesetzt: Ruckstuhl heisst der Mann. Er wird nach Seldwyler-Art ins Arrestlokal versenkt. Später aber, im zweiten Band der Seldwyler Geschichten, kommt es anders: Jukundus, eine Gegenfigur zum Karl des *Fähnleins*, verliert sein Lachen, als er merkt, dass er im Geschäftsleben nicht mehr mitkann, und zwar, weil er immer die Wahrheit sagt und den andern glaubt. Das bittere Ende folgt in Kellers Altersroman, wo die Salander-Töchter auf die betrügerischen Weidelich-Zwillinge hereinfallen, wo der alte Salander gleich zweimal dem Schurken Wohlwend auf den Leim kriecht. Wohlwend ist der Typus der neuen Zeit, mobil, gewissenlos, brutal. Ihm ist jedes Mittel recht, zu Geld zu kommen, Salander ist zu schwach, als dass er gegen ihn ankäme. Seine innere Unsicherheit zeigt sich daran, dass er den Lehrerberuf aufgibt, um Kaufmann zu werden; auch daran, dass er hilflos und ungeschickt herumzupolitisieren beginnt, weil ihn der neue Beruf nicht befriedigt.

Wäre der *Salander* allein Kellers Testament, und nicht sein ganzes Werk, dann könnte man ihn zwar als Rufer in der Wüste und kritischen Patrioten bezeichnen, aber nicht als Volkserzieher. Das Geheimnis von Kellers erzieherischem Erfolg liegt nicht darin, dass er seine Sorgen ausgebreitet und sein Land kritisiert hat. Das Geheimnis liegt darin, dass er sein Land trotzdem liebt, dass er trotzdem die Sonne darüber leuchten lässt.

Woher kommt dieser Glanz? Ich stehe nicht an zu sagen: Er kommt aus der Erinnerung ans Paradies. Was soll das heissen? Bei Keller stossen wir immer wieder auf das Paradies-Bild, beschreibe er nun das lichtgrüne Paradies im Hinterhof des Elternhauses oder die Geborgenheit in den Buchenschlägen von Glattfelden. Im Gedicht *Jugendgedenken* hat er für solche Kinderseligkeit das Zauberwort «Lindenwipfelwehn» gefunden. Lindenwipfelwehn: das ist die Erinnerung an das «goldene Grün», das Keller seit seiner Jugend als heilige Farbe gegolten hat. Erzieher, könnte man somit sagen, ist einer dann, wenn er die Erinnerung an dieses goldene

Grün in sich bewahrt hat und sie Kraft seiner Haltung und seines Tuns auf andere Menschen überträgt.

Volkserzieher aber ist einer dann, wenn er diese Erinnerung in vielen zu wecken vermag. Gelingt es, dann richtet sich aus der Sicherheit des Erinnerns der ganze Sinn eines Volkes auf das, was in der Gegenwart zu tun ist. Dann gibt es das Paradies noch heute – oder heute wieder –, nicht als Besitz, aber als Aufgabe, als Arbeit. Dann fliegt der Pfeil des Tellen noch heut', wie Keller es in einem Gedicht sagt. Ist aber die Erinnerung an das goldene Grün, an den «Schatz unter den Schlangen», nicht mehr lebendig, kennt das Volk die alten Fabeln nicht mehr, dann ist es erinnerungslos geworden und damit auch zukunftslos. Wir leben ja aus der Vergangenheit, das aber heisst: aus der Vergegenwärtigung derer, die uns das Mass setzen, die uns dazu verpflichten, ihre Vorbildlichkeit in neuer Situation zu erreichen oder zu übertreffen. Schriftsteller sind bei Gottfried Keller die «grossen Erinnerer» der Nation.

Keller schwenkt im *Martin Salander* zwischen Liebe und Enttäuschung. Besitzdenken, Gewinnsucht und Eigennutz scheinen den Traum zerstört, die Erinnerung an das «Waldesdickicht der Nation» verschüttet zu haben. So überkommt ihn ein alttestamentarischer Zorn, die Lust, das degenerierliche Volk mit Blitz und Donner auszurotten. Eine Überschwemmung soll es zudecken, mit Schlamm und Dreck und Steinen. Er hat die geplante Szene nicht ausgeführt. Statt dessen wollte er Slanders Sohn als neuen Erlöser auftreten lassen. Er wollte nochmals den «Schatz unter den Schlangen» hervorholen. Er wollte hartnäckig den Glanz, nicht den Russ und den Dreck. Und falls er als Volkserzieher uns etwas hinterlassen hat, wäre es dies: den Glanz zu wollen.

Was aber meint Keller mit dem Glanz, dem «Schatz unter den Schlangen», dem Gold im Brunnen, dem goldenen Grün? Was ist Glanz? Man kann es im *Grünen Heinrich* nachlesen:

«Heinrich Lee sah in seine Vaterstadt hinüber. Die alte Kirche badete im Morgenschein, hie und da blitzte auch ein geöffnetes Fenster, ein Kind schaute heraus und sang, und man konnte aus der Tiefe der Stube die Mutter sprechen hören, die es zum Waschen rief. Die vielen Gässchen, durch mannigfaltiges steinernes Treppennwerk unterbrochen und verbunden, lagen noch alle im Schatten und nur wenige freie Kinderspielplätze leuchteten bestreift aus dem Dunkel. [...] Das einzige Geräusch kam [...] vom grossen Stadtbrunnen, dessen vier Röhren man durch den Flussgang hindurch glaubte rauschen zu hören; die vier Strahlen glänzten hell, ebenso was an dem steinernen Brunnenritter vergoldet war, sein Schwertknauf und sein Brustharnisch, welch letzterer die Morgensonne recht eigentlich auffing, zusammenfasste und sein funkelndes Gold wunderbar aus der dunkelgrünen Tiefe des Stromes herauf widerscheinen liess.

Vortrag, gehalten am 25. Juni 1990 an der Kantonalen Schulsynode in Horgen.